

Zeitschrift: Tec21
Herausgeber: Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein
Band: 132 (2006)
Heft: 23: Bachelor / Master

Artikel: "FH auf Master-Kurs"
Autor: Pfaff, Lilian / Hönger, Christian / Selva, Luca
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-107956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«FH auf Master-Kurs»

Aus einem Nachteil, der fehlenden internationalen Anerkennung der bisherigen FH-Abschlüsse, wurde ein Vorteil. So konnten die zu drei Gruppen zusammengeschlossenen Fachhochschulen im Wintersemester 2005/06 den Bachelor gemeinsam mit den Master-Studiengängen einführen, während die ETHZ, die EPFL und die Accademia di Architettura Mendrisio erst 2008 erste Master-Kurse anbieten. Eine erste Bilanz sowie der Versuch einer Abgrenzung des Masters gegenüber den universitären Hochschulen.

Gesprächsteilnehmer

Christian Hönger, dipl. Arch. ETH / BSA / SIA
Studiengangleiter Master HTA Luzern
choenger@hta.fhz.ch

Luca Selva, dipl. Arch. ETH / BSA / SIA
Studiengangleiter Master FHNW Basel
l.selva@fhbb.ch

Stephan Mäder, dipl. Arch. ETH / BSA / SIA
Leiter Departement Architektur und Bauingenieurwesen, Zürcher Hochschule Winterthur
mdr@zhwin.ch

François Renaud, dipl. Arch. ETH / SIA
Leiter Studiengang Architektur (BA / MA)
Zürcher Hochschule Winterthur
ref@zhwin.ch

Pieter Versteegh, dipl. Arch. EPF / SIA
Verantwortlich für den Joint Master HES-SO / HSB
pieter.versteegh@hefr.ch

Welcher Unterschied besteht zwischen dem Master und dem Bachelor an einer FH gegenüber denjenigen an einer Universität?

Mäder: Wir gehen davon aus, dass es zwei unterschiedliche Berufszugänge ins Geschäftsfeld der Architektur sind, mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen. Die Leute an der FH haben eine vierjährige Berufslehre absolviert. Von Maturanden verlangen wir ein bis zwei Jahre Praxis. Sie kommen so, wie es ein welscher Kollege formuliert hat, vom «faire» zum «savoir faire». Das ist eine heikle Angelegenheit. Denn sie haben schon berufliche Kenntnisse vom Bauen, und so kann man nicht das, was sie vier Jahre lang gelernt haben, nochmals üben. Wichtig ist die Einführung von Methoden konzeptionellen Arbeitens, so dass drei Jahre nach dem Berufsausstieg wiederum ein Berufseinstieg auf einem anderen Niveau möglich ist. Wenn sie noch das zwei-jährige Master-Programm anhängen, sind sie Architekten und Architektinnen, die aufgrund ihrer Biografie und Ausbildung ein eigenes Profil haben.

Wie lassen sich Doppelspurigkeiten vermeiden?

Mäder: Wir haben uns lange bemüht, in Abgrenzung zu den beiden ETH eigene Profile zu entwickeln. Das ist jedoch fast unmöglich, weil die ETH sehr viel abdeckt. Wir müssen uns deshalb auf unsere Kernkompetenzen konzentrieren und das tun, was wir am besten können: praxisnahe Ausbildung mit Dozierenden aus der Praxis.

Versteegh: Man sollte diese Situation auch vor dem Hintergrund des schweizerischen Bildungssystems im Sekundärbereich verstehen. Dieser ist von jeher durch eine starke Selektion geprägt: Nur gerade 17 % der Schüler schliessen bei uns mit einer gymnasialen Maturität ab und treten ein Universitätsstudium an, gegenüber rund 40 % in Europa. Dies kommt einer enormen Verschwendung an Talenten gleich und ist damit allein schon Grund genug, die praxisbezogene Fachhochschulausbildung zu stärken und den besten Fachhochschulstudenten die Möglichkeit zu bieten, ein universitäres Niveau anzustreben. Die Master-Studiengänge sind eine Antwort auf diese Situation.

Ist es möglich, von einem Bachelor FH in einen Master ETH überzutreten?

Mäder: Das sollte möglich sein – jedoch nur in Ausnahmefällen, weil die Qualität der jeweiligen Ausbildung erst in den zwei letzten Jahren der Ausbildung zum Tragen kommt. Wenn wir per Definition eine praxisorientierte Ausbildung anbieten, was soll da ein regulärer Übertritt an die ETH in der Mitte der Ausbildung?

«Der Regelabschluss auf FH-Stufe wird in der Tendenz der Bachelor sein, der bereits berufsbefähigend ist.»

Selva: Es ist jedoch sicher so, dass von unserer Seite nicht der Wunsch besteht, diese Ausbildungsgänge zusätzlich zu mischen, sondern dass sich die ETH auf ihren Studiengang, nach ihren Kriterien – welche das auch immer sind oder sein werden – konzentrieren muss. Der Regelabschluss auf FH-Stufe wird in der Tendenz der Bachelor sein, der bereits berufsbefähigend ist...

Mäder: ...und eine schweizerische Eigenheit erlaubt, dass der Bachelor-Absolvent selbstständig als Architekt in der Schweiz arbeiten kann, was in Europa nicht der Fall ist. Dies ist jedoch keine Frage, die die Schulen klären müssen, sondern die Berufsverbände. Wir schulen die Bachelor-Studierenden so, dass sie in Teams und Büros gut eingesetzt werden können, und nicht, dass sie am Tag, nachdem sie die Schule verlassen haben, ein eigenes Büro eröffnen.

Renaud: Das Bachelor-Studium ist stark am Entwurf und der Konstruktion des Gebäudes in seinem Kontext orientiert. Die Frage des Regelabschlusses finde ich wichtig, weil sich abzeichnet, dass dies an anderen Schulen anders gehandhabt wird. Wenn wir von 50% sprechen, gehen wir davon aus, dass 50% der Studierenden ihren Studienabschluss in einer soliden, berufsbefähigenden Grundausbildung finden. Jener bildet ein Mobilitätsscharnier: Nebst dem Einstieg in die berufliche Tätigkeit besteht die Möglichkeit, sich in anderen Bereichen der breiten Bauwirtschaft weiterzubilden. Nach diesen drei Jahren sollten die Studierenden in der Lage sein, sich selber korrekt einzuschätzen. Sie haben Erfahrungen, die ihnen erlauben, die Richtung der beruflichen Auseinandersetzung ändern zu können.

Warum ist es wichtig, dass auch der Master-Abschluss an der FH angeboten wird? So postulieren beispielsweise die Bauingenieure an der ETH, dass die Bachelor-Stufe bei Bauingenieuren FH reichen würde und nur der Master an der ETH angestrebt wird, das heisst Master an der ETH, Bachelor an der FH?

Hönger: Der Markt fragt das Master-Profil nach. In einem Büro ist der Typus eines praxisorientierten, intelligenten Umsetzers und vernetzt Denkenden gefragt, worauf wir genau mit dem FH-Master hinzielen. Es ist ein Profil, das heute noch weitgehend fehlt.

Mäder: Die Einführung des Bologna-Modells in der Schweiz wurde sehr schnell entschieden. Man hatte gar keine Zeit zum Überlegen, ob man es will oder braucht oder ob es Sinn macht. Wir hatten eine vierjährige Aus-

bildung, die eigentlich in Ordnung war. Mit dem neuen Modell mussten wir umstellen. Wir hätten eigentlich einen fünfjährigen Bachelor befürwortet und erst danach Vertiefungen und Spezialisierungen angeboten. Jetzt haben wir ein dreijähriges Bachelor-Programm. Deswegen haben wir das Profil geschärft und zurückgenommen. Die zusätzlichen zwei Master-Jahre erlauben, den Forschungsauftrag der FH durchzuführen, was wiederum einen gewissen Mehrwert für die Ausbildung garantiert. Zwingend wäre die Umstellung aus unserer Sicht nicht gewesen – ausser wegen der fehlenden internationalen Anerkennung der FH-Abschlüsse in Architektur und der Harmonisierung der europäischen Bildungslandschaft.

Versteegh: Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass sich das ausgewählte Modell aus den von der UIA festgelegten europäischen Richtlinien ableitet: fünf Jahre Mindeststudienzeit, bestehend aus einem Bachelor- und einem Master-Studiengang. Es war denn auch die internationale Anerkennung des Architekturstudiums an unseren Fachhochschulen, die den eigentlichen Anstoss zur Reorganisation unserer Studiengänge darstellte und eine natürliche Angleichung an das Bologna-Modell zur Folge hatte. Das Profil des Master-Studiengangs kann als komplementär zum Bachelor-Zyklus betrachtet werden, wird darin doch bei den Studenten ganz gezielt die Entwicklung einer persönlichen Berufshaltung sowohl im praktischen wie auch im ethischen Bereich gefördert. Dadurch soll gewährleistet werden, dass die zukünftigen Architekten fähig sein werden, sich mit Problemstellungen von grösster Komplexität selbstständig und verantwortungsbewusst auseinander zu setzen. Deswegen befinden wir uns als FH auch auf Master-Kurs.

Bedauern Sie die Verkürzung auf drei Jahre?

Mäder: Nein, überhaupt nicht – es ist vielmehr eine Chance. Es ist schwierig genug, ein Master-Programm zu definieren, vielleicht ist es jedoch noch anspruchsvoller, den Bachelor genau zu positionieren. Hingegen entfällt zum Glück der Anspruch, in drei Jahren umfassend ausgebildete Architekten und Architektinnen in die Praxis zu entlassen.

Renaud: Ich denke, man muss sich davor hüten, von einer Studienverkürzung zu sprechen. Wir haben das Studium nicht gekürzt, sondern für diesen Abschluss nach drei Jahren ein neues Profil entwickelt. Es wird sicher nicht der komplette Architekt sein, der sich in einem Kompaktlehrgang innerhalb von drei Jahren alles Wissen aneignet. Deswegen sind auch die Abschlusskompetenzen für den Bachelor und den Master deutlich unterschiedlich. Das sind $\frac{3}{5}$ auf einem Weg, der eigentlich einer wäre.

Wie lautet nun die Bezeichnung: Master of Arts oder Master of Science oder Master in Architecture?

Selva: Voraussichtlich wird der Titel – analog zum Abschluss der ETH – Master of Arts FH in Architektur heissen.

Was passiert mit anderen Fachhochschulen wie der HTW Chur?

Renaud: Das Bundesamt für Berufsbildung und Technologie weist die Studiengänge unterschiedlichen Bereichen zu. Alle, die hier am Tisch sitzen, sind Vertreter der anerkannten Studiengänge in Architektur. Chur ist dagegen ein Studiengang, der dem Bauingenieurwesen zugerechnet wird. Chur entwickelt ein eigenes Profil Bau und Gestaltung, das auf beiden Gebieten tätig sein will. Es gibt noch den Studiengang Bauprozessmanagement, der früher in Windisch war, der aber weder zur Architektur noch zum Bauingenieurwesen gehört.

Warum gibt es drei verschiedene Master-Studiengänge, und was sind die Unterschiede?

Mäder: Es macht keinen Sinn, wenn jede Schule einen Master anbietet. Deshalb haben wir die Fachhochschullandschaft in drei Regionen unterteilt. Die drei Angebote decken regionale Bedürfnisse ab und stützen sich auf die langjährigen Kompetenzen der Teilschulen.

Selva: Wir haben uns jedoch nicht bewusst voneinander abgegrenzt, sondern die eigenen Qualitäten analysiert und bewertet und im Verbund in gegenseitiger Kenntnis der anderen Kompetenzen in ein neues Profil umgemünzt. Auch die Master-Studiengänge sind von den Bachelor-Studiengängen getragen und wurden nicht als fremde Elemente aufgepfropft. Dadurch gibt es jetzt Unterschiede: Urban Landscape und Konstruktives Entwerfen (Winterthur), Haus, Siedlung, Landschaft (Fachhochschule Nordwestschweiz) in Zusammenhang mit Material, Struktur, Energie (HTA Luzern).

Versteegh: Der Joint Master der Berner Fachhochschule BFH und der Westschweizer Fachhochschulen HES-SO ist insbesondere durch seine Verbundstruktur geprägt, die auf dem Prinzip der Mobilität basiert. Er fasst unterschiedliche Regionen der Westschweiz und der Deutschschweiz zusammen und erhält dadurch einen ausgeprägt multikulturellen Charakter. Er baut auf der Komplementarität der Einzugsgebiete auf: Der Standort Genf ist durch seine grossstädtische, internationale Situation geprägt, der Standort Burgdorf sowohl durch seine Situation als wichtiger Verkehrsknotenpunkt im Strassen- und Schienenverkehr als auch durch seine Nähe zur Bundeshauptstadt, der Standort Freiburg schliesslich durch seinen ausgeprägt regionalen Charakter. Diese Verschiedenartigkeit widerspiegelt die Stadtinfrastruktur in Genf, Lebensräume in Freiburg, Methoden und Prozesse in Burgdorf.

Hönger: Architektur ist ihrem Wesen nach eine unteilbare Disziplin, gewisse Dinge sind mit den jeweiligen Schwerpunktbildungen jetzt unter dem Vergrösserungsglas – das heisst aber nicht, dass andere Dinge fehlen oder nicht behandelt werden. Es gibt Fokussierungen in den einzelnen Regionen, aber in den drei Master-Programmen ist die Ausbildung eine umfassende. Durch die Kooperationen kann die Ausbildung nach wie vor generalistisch angeboten werden.

«Es darf nicht zu einer abgehobenen ‹Theoretisierung› der Schulen kommen. Diese Entwicklung wäre fatal.»

Woher wissen denn nun die Studierenden, wo sie den Master machen können?

Selva: Das ist dieselbe Entscheidung wie diejenige, wo jemand seinen Bachelor macht. Man sucht sich seinen Weg und orientiert sich entweder an anderen Leuten, am Inhalt oder manchmal auch an privaten, familiären Bindungen. Er oder sie schauen sich verschiedene Orte an, stellen viele Fragen und gehen dann vielleicht an einen vierten Ort oder ins Ausland. Die Leute vom Ausland kommen dann im Gegenzug zu uns. Eine Mobilität ist grundsätzlich nach dem Bachelor möglich, innerhalb des Bachelors aufgrund des Studienaufbaus eher nicht, da wir ein recht dichtes Programm haben. Aber natürlich kann man auch innerhalb der drei verschiedenen Master-Studiengänge in ganz Europa nach einem Semester wechseln, wenn die jeweilige Schule einverstanden ist. Das geht, weil ja alle Schulen mit den gleichen Credits bewerten.

Renaud: Was wir anbieten, sind so genannte konsekutive Master, die eine dem Bachelor-Abschluss äquivalente Vorbildung im Bereich Architektur erfordern, auf die der Master-Studiengang aufbaut. Zum Teil gibt es in den USA beide Sorten Master. Der M1, der konsekutive Master-Studiengang, führt dann beispielsweise zur beruflichen Anerkennung. M2 bis M4 sind Master of Advanced Studies, also Master, wo Geisteswissenschaftler und Chemiker auch einsteigen können.

Welche negativen Erfahrungen wurden mit dem Master im 1. Semester gemacht?

Selva: Die negativen Erfahrungen betreffen hauptsächlich uns als Dozenten, denn von den Studenten haben wir durchwegs nur positive Rückmeldungen erhalten. Aber der Arbeitsaufwand für uns ist enorm. Die Leistung des Dozierenden ist natürlich höher durch die Koordination und Kommunikation mit den anderen Fachhochschulen. Man hoffte, dass dies nur übergangsweise sei, aber die kurze Erfahrung zeigt, dass der Übergang ein Dauerzustand ist. Die Dozierenden im täglichen Unterricht erharteten ihre Lehre durch ihre eigene Praxiserfahrung, was auf FH-Stufe immer wichtig sein muss. Konflikte sind hier absehbar, zumal wenn man den vierfachen Leistungsauftrag der FH bedenkt: Forschung, Dienstleistung, Lehre und Weiterbildung. Auf die einzelnen Dozenten kommen so vielfältige Aufgaben zu, dass nur noch ein Splitting der Aufgaben möglich ist. Vielleicht wird es so sein, dass man in manchen Semestern mehr mit der Lehre beschäftigt ist und in anderen mehr mit der Forschung.

Mäder: Wir sprechen deswegen von einer Forschungsäquivalenz der Praxis, weil sie das Labor für die Reali-

sierung räumlicher Prototypen ist. Dieser Praxisbezug soll weiterhin einen grossen Einfluss auf Lehre und Forschung haben. Deswegen brauchen wir offene Modelle der Zusammenarbeit von Leuten, die stark an der Schule engagiert sind, und Leuten, die ihre Haupttätigkeit in der Praxis haben. Es darf nicht zu einer abgehobenen «Theoretisierung» der Schulen kommen. Diese Entwicklung wäre fatal.

Welche inhaltlichen Veränderungen lassen sich gegenüber früher feststellen?

Renand: Wir lehren seit zwei Jahren mit dem modularisierten, den Bachelor antizipierenden Lehrplan, insofern lässt sich ein solcher Rückblick anstellen, auch wenn der offizielle Bachelor-Studiengang erst letzten Herbst begonnen hat. Wir mussten im Zusammenhang mit der Modularisierung die Module beschreiben, die Ziele und Inhalte und den Work-Load der Studierenden festlegen. Darin sehe ich ein grosses Potenzial, obwohl es nicht ganz einfach für die Dozierenden ist, denn es gibt jetzt quasi eine Art Vertrag zwischen den Dozierenden und Studenten, was alles geleistet wird. Die Dozierenden hatten in den letzten Jahren grössere Freiheiten in der Umsetzung der Lernziele – was nun etwas eingeschränkt ist. Ein Problem ist das richtige Einschätzen der Arbeitslast, die man den Studierenden zumutet – einige Anforderungen mussten wir etwas zurücknehmen.

Mäder: Die neuen Strukturen haben die Schulen gezwungen, transparent zu machen, was sie unterrichten. Diese Prozesse waren wichtig und sinnvoll. Man muss jetzt beobachten, ob sie zu Tendenzen einer Verschulung führen.

Hönger: Die Frage der Methode – wie wird vermittelt und mit welchen Instrumenten – ist jetzt ebenso wichtig wie die Interdisziplinarität: dass man die verschiedenen an Architektur beteiligten Disziplinen nicht nacheinander schaltet, sondern von Anfang an parallel miteinander anbietet.

Was heisst Forschung in der Architektur?

Selva: Wir bewegen uns allgemein in der Spanne: in der Lehre Inhalte zu vermitteln, die wir über die Forschung absichern können. Was ist Forschung in der Kunst, was in der Musik? Man muss von einem erweiterten Forschungsbegriff ausgehen.

Mäder: Ich habe bisweilen den Eindruck, die Herkunft der Einflüsse habe sich verändert. Die Praxis beeinflusst heute die Schule – und nicht umgekehrt. Man kann gewisse Definitionen von Forschung den Bereichen der Architektur zuordnen: Naturwissenschaftliches Forschen ist gleichbedeutend mit Bautechnik, geisteswissenschaftliches dagegen mit Baugeschichte. Ist aber architektonische Produktion bereits Forschung, und kann man sogar den Entwurf als Forschung bezeichnen? Bisher waren es individuelle Interessen der praktizierenden Kollegen, die in Form subjektiver Forschungen durchaus relevant sein können. Wir müssen aber die Verfahren genauer analysieren. Das ist der Hauptunterschied – es geht nicht nur um «das Projekt», sondern der architektonische Entwurf selbst wird zum Forschungsgegenstand.

«In der Forschungslandschaft stellt die Architektur einen Sonderfall dar.»

Dies immer im Hinblick darauf, Architekten und Architektinnen auszubilden, die jenseits eines normalen Bauprogramms besser auf umfassende architektonische Fragestellungen eingehen können.

Versteegh: Das ist nicht nur eine schweizerische interne Angelegenheit. Alle Schulen und Institute diskutieren darüber, denn es ist sehr schwierig, Forschung in der Architektur einzuschränken. Selbstverständlich gibt es Bereiche für angewandte Forschung, aber diese betreffen periphere Disziplinen wie jene der Bauphysik oder der Architekturgeschichte. Eine klare Definition, was Forschung im Bereich Architektur eigentlich ist, tut noch immer Not. Die traditionellen Kategorien kommen kaum zur Anwendung. Auch die Kategorien Grundlagenforschung und angewandte Forschung sind kaum zu trennen. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, dass man sich sehr schnell in Konkurrenz zur Privatwirtschaft, das heisst zu den Planungsbüros, findet. Dies alles hat zur Folge, dass die klassischen Finanzierungsstrukturen bis heute kaum mit den Bedürfnissen der Forschung im Bereich Architektur in Übereinstimmung gebracht werden konnten. Auch das Potenzial für eine Finanzierung von privater Seite ist sehr klein. In der Forschungslandschaft stellt die Architektur einen Sonderfall dar.

Mäder: In der Regel braucht es für Forschungsprojekte externe Partner und Geldgeber, was einerseits ein Potenzial für die Öffnung der Schule darstellt, andererseits aber auch die Gefahr von Abhängigkeiten beinhaltet. Auf jeden Fall ist der Praxisbezug per Definition gegeben. Man muss sich aber genau überlegen, was man mit wem macht. Von der KTI Förderagentur für Innovation kommen zusätzliche Forschungsmittel. Ziel ist, um nicht von der KTI zu sehr abhängig zu sein (den jeweiligen angenommenen oder abgelehnten Forschungsprojekten) und um eine Kontinuität in der Lehre herzustellen, parallele Forschungsschienen aufzubauen. Denn Themen wie Planungsmethoden, Prozesse, die von kultureller Relevanz sind, sind für die Bauwirtschaft vorderhand noch eher uninteressant.

Selva: Die Fachhochschule Nordwestschweiz wurde beispielsweise beauftragt, eine Studie über eine Siedlungsentwicklung vorzunehmen in Zusammenarbeit mit einem internationalen Konzern, der wissen will, wie die Siedlung der Zukunft aussieht. Für uns ist das ein Forschungs- und Dienstleistungsthema in einem.

2

Ablage- und Schneiderraum an der ETH Höggerberg
(Bild: Lada Blazevic / Red. tec21)



Versteegh: Architekturforschung ist natürlich viel vager als in anderen Forschungsbereichen. Ich kann ein Beispiel geben. In Freiburg hatten wir die Gelegenheit, uns im Rahmen eines nationalen Förderungsprogramms für die Finanzierung eines Projektes zu bewerben, bei welchem sowohl der Aufbau wie die Fragestellungen einem gleichzeitig zur Beurteilung vorgelegten Universitätsprojekt nicht unähnlich waren. Beide Projekte sahen denn auch folgerichtig sich überkreuzende interdisziplinäre Partnerschaften zwischen den beiden Institutionen vor. Unser Forschungsprojekt wurde als zu fundamental, das der Universität als seinem Charakter nach zu angewandt beurteilt; beide wurden schliesslich zurückgewiesen.

Renand: Vieles hat ja seinen Anfang in der Aussage «gleichwertig, aber andersartig». Dies hat die Differenzierung ausgelöst, an der Uni Grundlagenforschung, an der FH anwendungsorientierte Forschung und Entwicklung zu betreiben. Wenn man die Entwicklung in England betrachtet, unterscheidet sich heute die Architekturausbildung an alten Universitäten wie Cambridge kaum mehr von derjenigen an einem ehemaligen Polytechnikum. Die Frage ist, ob man die Unterschiede zusätzlich künstlich verstärken will oder die Möglichkeit in den Vordergrund stellt, dass die FH und die Unis zu einer Hochschullandschaft zusammenwachsen?

Wie steht es mit dem Master im Bauingenieurwesen?

Mäder: Die FH in der Deutschschweiz entwickeln zurzeit ein Modell für einen gemeinsamen Master im Bauingenieurwesen, dies vielleicht auch in Zusammenarbeit mit den Kollegen der Romandie. Es ist geplant, Theoriekurse an einem neutralen Ort durchzuführen, die Thesis, die Projekt- und Forschungsarbeiten dagegen finden an den jeweiligen Hochschulen statt.

Wie soll die Zusammenarbeit von Architekten und Bauingenieuren im Bachelor-Master-System funktionieren?

Selva: Naturgemäss haben Architekt und Bauingenieur ja schon miteinander zu tun, wie stark die Verbindung ist, hängt auch von der kulturellen Verankerung der jeweiligen FH ab.

Mäder: Das ist ein schwieriges Thema. Wir wollen die beiden Studiengänge nicht vermischen, versuchen aber, die Ausbildungen vermehrt aneinander heranzuführen, mit dem Ziel, dass man sich gegenseitig respektiert und über Jahre ein Klima herstellt, wo sich eine bessere Zusammenarbeit ergeben kann. Wir führen beispielsweise 30 % aller Kurse im 1. Studienjahr gemeinsam, 50 % des Unterrichts sind identisch. Damit versuchen wir die tradierten Vorstellungen über den Beruf des Bauingenieurs und Architekten in den Köpfen der Studierenden und der Dozierenden zu umgehen.

Selva: Wir stellen jedoch nicht in Frage, dass es zwei Berufe sind, aber es kann eine gemeinsame Sprache geben.

Lilian Pfaff, pfaff@tec21.ch

Wissenswertes zum Bachelor-Master-System

Bologna-Erklärung 1999: Die Bildungsminister aus 29 Ländern (inklusive der Schweiz) unterzeichnen die Erklärung für die Grundzüge einer zukünftigen Hochschulpolitik. Zielsetzung ist, bis 2010 die Kompatibilität und Vergleichbarkeit unter den Hochschul- und Studiensystemen aller europäischen Länder umzusetzen.

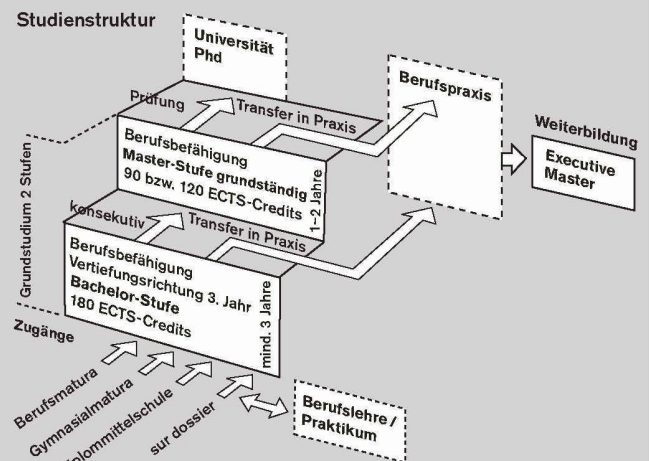
- Bologna-Reform ist die Einführung eines Systems verständlicher und vergleichbarer Abschlüsse, das sich auf zwei Stufen stützt:
 - a) Bachelor-Stufe mit Abschluss nach mindestens 3 Jahren
 - b) Master-Stufe mit Abschluss nach weiteren 1.5 bis 2 Jahren
- Modularisierung der Studiengänge: Aufgliederung im Sinne eines Baukastensystems
- Einführung eines ECTS-Leistungspunktesystems (European Credit Transfer System) als geeignetes Mittel zur Förderung der bestmöglichen Mobilität der Studierenden. Ein Studienjahr entspricht 60 ECTS-Punkten. 1 ECTS-Punkt entspricht einem Arbeitsaufwand von 30 Stunden; Bachelor: 180 ECTS, Master: 90 – bei viersemestrigen Kursen 120 ECTS
- Förderung der Mobilität von Hochschulangehörigen
- Berufsbefähigung auf der Bachelor- und der Master-Stufe

Konsekutiver Master (grundständig, zeitlich folgend): Dem Bachelor-Studium folgt ein Master-Studium. Diese Master-Studiengänge werden den jeweiligen Hochschulen vom Bundesamt für Berufsbildung und Technologie zugeteilt.

Exekutiver Master: Angebot kann jede Hochschule selber bestimmen. Studiengang setzt qualifizierte Berufspraxis voraus und ist in der Regel berufsbegleitend.

Weitere Informationen:

Bundesamt für Berufsbildung und Technologie
www.bbt.admin.ch
 Weiterbildungsangebot der Schweiz
www.w-a-b.ch
 Schweizer Universitäten
www.swissuni.ch



Grafik aus: Die Reise nach Bologna, hrsg. von der Fachhochschule Nordwestschweiz